

## Das Gebet in populärer Erbauungsliteratur

Innerhalb ausgesprochener Kunstwissenschaften läßt sich Triviales zwar keineswegs leicht definieren, aber der Begriff *trivial* kann hier in der zentralen kategorialen Dimension des Ästhetischen angesiedelt werden, und illegitim erscheint er erst, wenn auch diese ganze Dimension in Frage gestellt wird. Wer es dagegen mit dem Bereich populärer Kultur zu tun hat, ist von vornherein stärker auf funktionale – und das heißt ‚soziokulturelle‘ – Bezüge verwiesen; Trivialität ist ihm kein festzustellendes Faktum, sondern ein von den Normen der herrschenden Elite abhängiges und sich veränderndes Interpretament<sup>1</sup>. Aber selbst wer solche Relativierung nicht erkennt oder nicht anerkennt, wird wohl zögern, so von „Trivialgebet“ zu sprechen, wie man sich angewöhnt hat, etwa – mit freilich keineswegs einheitlichen Vorstellungen – von „Trivialroman“ zu reden. Hier wird deutlich, daß der Begriff des Trivialen sich nicht einfach zu einer Bezeichnung der großen Zahl und des hohen Prozentsatzes neutralisieren läßt; er impliziert vielmehr ästhetische Forderungen, und gerade diese gehen am Phänomen des *Gebetes* fast alle vorbei. Geschmacksurteile, ästhetische Normen bleiben diesem Phänomen fremd, erscheinen stärker als anderswo nur von außen aufgesetzt, und pädagogisch-theologische Literatur *über* das Gebet schirmt es im allgemeinen dagegen ab: „... ein Gebet ist keine Kunstrede und kein Aufsatz, und Gott, mit dem du im Gebet redest, ist kein Kunstrichter und kein Professor, der einen Aufsatz korrigiert“ – so drückt es Gustav Weitbrecht aus, und er fügt hinzu: „die Hauptsache ist immer wieder, *daß* du betest“<sup>2</sup>.

Gerade von dieser Position aus wird dann allerdings deutlich, daß fast zwangsläufig ein Moment der Unangemessenheit ins Spiel kommt, wenn

<sup>1</sup> Vgl. hierzu die entsprechende literatursoziologische Stellungnahme von Helmut Kreuzer: *Trivialliteratur als Forschungsproblem*. In: Dt. Vjschr. f. Litwiss. und Geistesgesch. 41. Jg. 1967, S. 173–191, insbesondere S. 183.

<sup>2</sup> G. Weitbrecht: *Heilig ist die Jugendzeit*. Stuttgart »1894, S. 235.

das Gebet in einen literarischen Zusammenhang gebracht wird<sup>3</sup>: dann liegen Versuche ästhetischer Steigerung außerordentlich nahe. Dabei könnte wohl eine gewisse Gattungstypik erschlossen werden. In religiöser Almanachpoesie ist der Gestus des Gebets sehr häufig; ja man kann darüber hinaus behaupten, daß *Lyrik* als Verinnerlichung immer der oratio nahekommmt – viele Naturgedichte drücken eine Art Gebetshaltung aus, wie umgekehrt viele Gebetsgedichte den Vorstellungen der Naturfrömmigkeit verpflichtet sind<sup>4</sup>. Dies soll hier jedoch ebenso wenig ausgeführt werden wie die Funktion des Gebets im *Drama*, wo das Gebet nicht nur in scheinbar distanzierter Beiläufigkeit und als Bestandteil eines ganz anderen Motivs auf die Bühne gebracht wird – das klassische Beispiel wäre das „Have you prayed to-night, Desdemona?“ Othellos<sup>5</sup> –, sondern wo es verschiedentlich auch an zentraler Stelle und als verdichtetes Moment begegnet, sei es als Vorbereitung einer glücklichen Wendung oder als Signum äußerster Verzweiflung und Not. In sogenannten Volksstücken ist dies bis heute der Fall; Titel wie „Das Kreuz am Waldesrand“ oder „Der Bettler vor dem Kreuz“ machen dies von vornherein wahrscheinlich.

Demgegenüber ist im *epischen* Bereich die Chance am größten, daß das Gebet nicht gattungsmäßig verbogen wird, sondern einigermaßen es selbst bleibt. Gerade weil es kein Trivialgebet gibt, mag hier die Suche solider sein und direkter auf die Sache selber zielen. Auf die Sache selber aber heißt zugleich: auf ihren „Sitz im Leben“<sup>7</sup>, auf die wirkliche Funktion in der Andacht und in Stunden der Frömmigkeit, und nicht auf die Ränder allein, wo das Gebet in operettenhafter Verbrämung als bloßes Stilmittel erscheint. Diese Intention grenzt dann freilich den Gegenstand auch noch innerhalb des Epischen ein: nicht um Romane geht es (in denen übrigens nach einer

<sup>3</sup> Nietzsche rechnet „die ganze Lyrik des Gebets“, als nur „scheinbare Monolog-Kunst“, zu der „Kunst vor Zeugen“ (Werke in drei Bänden, hg. von Karl Schlechta, München o. J. II, S. 241) – und allein schon in dieser Abkehr sowohl von ganz persönlicher Religio wie vom liturgischen Rahmen liegt Unangemessenheit.

<sup>4</sup> Dabei ist das Verhältnis ambivalent: Natur kann unmittelbar als Medium Gottes und damit der Frömmigkeit verstanden werden, aber auch als reinere, unschuldigere Welt, die dem sündigen Menschenleben gegenübergestellt wird. Vgl. zu diesem Gegensatz etwa die Gedichte von Karoline von Pawloff und Adolf Böttger in: *Leben und Heimat in Gott*, hg. von Julius Hammer. 9. Aufl. Leipzig o. J., S. 193 f. und S. 194.

<sup>5</sup> *Othello* V, 2.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu Brigitte Schöpel: „Naturtheater“. *Studien zum Theater unter freiem Himmel in Südwestdeutschland* (= *Volksleben* Bd. 9). Tübingen 1965; insbesondere das Kapitel „Religiöse Stimmung“ S. 168–177.

<sup>7</sup> Zu diesem auf Hermann Gunkel zurückgehenden Begriff vgl. Klaus Koch: *Was ist Formgeschichte? Neue Wege der Bibelexegese*. Neukirchen 1964, S. 31; Hermann Bausinger: *Formen der „Volkspoesie“*. Berlin 1968, S. 62.

vorläufigen Überprüfung das Motiv des Gebets in dem in Frage stehenden Zeitraum erstaunlich selten ist), sondern um schlichte *Erzählungen*, die ohne innere Distanz das Gebet zu einem ihrer zentralen Gegenstände machen. Es geht um die erbaulichen Geschichten, die in vielen – allerdings nirgendwo systematisch gesammelten – Bänden aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vorliegen.

Für uns handelt es sich dabei heute vielfach um eine nahezu exotische Gattung. Aber solche frommen Lesebücher haben sich nicht nur bis in die Gegenwart herein gehalten – man denke an die Traktate in katholischen Schriftenständen<sup>8</sup> und in der Kommunikation kleiner Sekten<sup>9</sup> oder an den protestantischen Neukirchener Kalender –, sie waren vor allen Dingen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts außerordentlich verbreitet. Hier können die Grenzzonen dieser Gattung nicht abgeschritten, kann eine Binnengliederung nicht geboten werden. Es sei nur hingewiesen auf die große Vielfalt – von der katechetischen Erklärung bis zur Exempelsammlung, von der Biographie frommer Männer und Frauen über mit Erinnerungen durchzogene Geschichtensammlungen bis zum durch Erzählungen erweiterten Lösungsbuch. Auch gibt es gewichtige regionale und Hand in Hand damit konfessionelle Unterschiede. Wenn jedoch hier süddeutsche und protestantische Beispiele im Vordergrund stehen, so drückt sich dies zwar im Detail der Geschichten mitunter aus (so enthalten manche eine betonte Wendung gegen bloße „Werkgerechtigkeit“); aber der Gesamttenor darf mit einigem Recht verallgemeinert werden.

Ich gehe aus von einer einzelnen Sammlung, die von *M. G. W. Brandt* unter dem unpräventösen Titel „*Unsere Geschichten*“ herausgegeben wurde<sup>10</sup>. Der Untertitel bezeichnet einen bestimmten Zweck und eine bestimmte Zielgruppe: „*Erzählungen für Kinderpflege und Kinderstube wie für die Sonntagschule*“; in Widmung und Vorwort wird zudem die enge Verbindung des Herausgebers zu dem „Mutterhaus“ in Nonnenweier deutlich. Trotzdem wäre es falsch, den Band von anderen Exempelsammlungen, die primär für Erwachsene bestimmt waren, weit abzusetzen; Vergleiche zeigen vielmehr, daß die gleichen Themen und Typen immer wiederkehren. Auch die Häufigkeitsrangfolge, die sich bei einer Untersuchung dieser Sammlung ergab, findet sich in anderen Sammlungen wieder, und nur deshalb werden die Beispiele hier im wesentlichen aus einem einzigen Buch zitiert, um den Ver-

<sup>8</sup> Vgl. Rudolf Schenda: *Massenlesestoffe im kirchlichen Schriftenstand*. In: *Populus Revisus* (= *Volksleben* Bd. 14). Tübingen 1966, S. 157–166.

<sup>9</sup> Vgl. Martin Scharfe: *Wunder und Wunderglaube im protestantischen Württemberg*. In: *Bl. f. württ. Kirchengeschichte*, 68769. Jg. 1968/69, S. 190–206, insbesondere S. 206.

<sup>10</sup> Karlsruhe. Druck und Verlag J. J. Reiff 1881.

dacht mühsam gezielter Selektion aus einer fast beliebig großen Auswahl auszuschließen.

Vier *Erzählungstypen* können, in der Reihenfolge der Häufigkeit ihres Auftretens, herausgestellt werden – und da es sich für uns keineswegs um so geläufige Fabeln handelt, daß die bloße Chiffre einzelner Motive zur Charakterisierung ausreichte, soll jeweils zumindest ein Beispiel ausführlicher erwähnt werden.

Der häufigste Typ kann mit dem Etikett VORNEHME TREUHÄNDER GOTTES charakterisiert werden: Gott hilft, und er bedient sich dabei mit Vorliebe der Vornehmen, Hochgestellten, welche die an den Himmel gerichteten Gebete erfüllen. „Gott hilft“ heißt auch die kennzeichnende Überschrift einer Erzählung (S. 67), in der zunächst vom Gottvertrauen einer armen Witwe die Rede ist, die fünf Kinder hatte und fast nichts besaß, die aber „anstatt viel zu klagen, betete“ und auch ihre Kinder „zum Lernen und zur Gottesfurcht“ anhielt.

Eines Morgens aber sagte die gute Mutter: „Kinder, diesen Morgen kann ich euch nichts zu essen geben, ich habe kein Brot, kein Mehl, nicht einmal ein Ei; aber betet jetzt nur fleißig, der liebe Gott ist reich und mächtig, und Er hat gesagt: Rufet mich an in der Not, so will ich euch erhören. Der kleine Christian machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule: er kam an der offenen Kirchthüre vorbei, ging hinein, und da er niemand erblickte, betete er laut also: „Lieber Heiland! gibt uns doch etwas zu essen, unsere Mutter hat kein Brot, kein Mehl, nicht einmal mehr ein Ei, hilf Du uns doch, Du kannst es wohl, und Du hast es ja versprochen, so halte nun Dein Wort!“ Hernach stand er auf und ging getrost in die Schule. Als er heim kam, sah er ein großes Brot, eine Schüssel voll Mehl und ein Körbchen mit Eiern auf dem Tische stehen. „Gott sei Dank“, rief das Kind. „Er hat mein Gebet erhört: Mutter, hat ein Engelein dies alles zum Fenster herein gebracht?“ „Nein“, sagte die Mutter, aber Gott hat dennoch dein Gebet erhört; während du in der Kirche betetest; war die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Stuhle. Du konntest sie nicht sehen, aber sie hat dich gesehen und durch dein Gebet unsere Not vernommen, sie ist der Engel, durch den der liebe Gott uns geholfen hat. Nun lasset uns Ihm auch danken, und dann esset und seid fröhlich. Behaltet nur stets das schöne Lied im Gedächtnis, das ihr ja gelernt habt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Noch eine zweite Erzählung – mit der Überschrift „Das Gebet um eine Kanone“ (S. 212–214) – soll für diesen häufigsten Typus angeführt werden, nicht wegen ihrer Skurrilität, sondern weil diese Skurrilität, die mit der problematischen Verlagerung des Erzählschemas in ein anderes Milieu und damit in eine nur noch spielerische Sphäre zusammenhängt, gerade die erstaunliche Perseveranz des Typus bezeugt:

Das freudenreiche Christfest war nicht mehr fern. In den Häusern, in denen man noch Gefallen hat an den schönen, alten Advent- und Weihnachtsliedern, las und sang man: „Wie soll ich Dich empfangen - -“, und die Kinder lernten: „Lobt Gott, ihr Christen all zugleich!“ – „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“. Ruprecht, des Weihnachts-Mannes getreuer Knecht, wanderte schon in den Abendstunden umher, bekleidet mit stattlichem Pelze und einer tief in's Angesicht gedrückten Pudelmütze, auf dem Rücken einen großen Sack, in dem sich Nüsse, Äpfel, Honigkuchen befanden; in der einen Hand einen dicken Spazierstock, in der andern eine Rute. Er horchte an den Thüren der Familien und Kinderstuben, klopfte hie und da auch wohl an, trat ein und erkundigte sich, ob die Kinder fleißig und artig seien, und ein Gebet oder Weihnachtslied lernten und wüßten. Fand er alles nach Wunsch, so theilte er aus dem Vorrathe seines Sackes reichlich mit und versprach für das Christfest noch reichere Gaben. Die Faulen und Unartigen aber bedrohte er ernstlich mit der Rute und ermahnte sie, den Eltern und dem lieben Christkinde Freude zu machen, damit sie nicht etwa zur Strafe am Christfeste leer ausgingen.

In den Schaufenstern verschiedener Kaufläden waren herrliche, ganz allerliebste Spielsachen ausgestellt: Puppen vom kleinsten Wickelkinde an bis zur stattlichen Prinzessin, Puppenstuben und Küchen, Blech- und Porzellangeschirr, bespannte Kutschen und allerhand Tiere, Festungen, Soldaten, Kanonen, Gewehre, Trommeln, Trompeten, Bilderbücher und vieles Andere noch. Der kleine Otto hatte mit seiner älteren Schwester Martha eine Wanderung durch die Straße gemacht, und neugierig und sehnsüchtig hatten sie all' die Weihnachtsherrlichkeiten betrachtet. Da wußten sie denn nun am Abend ihrem Väterchen und Mütterchen nicht nur erstaunlich viel zu erzählen, sondern es wurden auch verschiedene Weihnachtswünsche laut, und Väterchen und Mütterchen wurden mit Bitten bestürmt, sich all diese Wünsche genau zu merken und die Erfüllung derselben dem lieben Christkinde an's Herz zu legen. Während Martha's Wünsche besonders auf eine Kochmaschine mit kupfernem und messingernem Kessel und mit eisernen Kochtöpfen und Bratpfannen, sowie auf ein Puppenkochbuch gingen, begehrte Otto als köstlichen Besitz vor allem eine mit Pferden bespannte Schießkanone. Ja, er wollte lieber Honigkuchen, Äpfel und Nüsse entbehren, wenn er um diesen Preis nur eine Kanone erhalten könne, aus der sich ordentlich mit Erbsen schießen lasse. Inzwischen war das Abendbrot verzehrt. Martha hatte noch in einem schönen Märchenbuche, einem Geschenke der lieben Tante Pauline, gelesen und nebenbei ihren Bruder angeleitet, die Umrisse von allerhand Tieren auf einem Stück gesticheltem Papier mit Fäden bunter Wolle herzustellen. Glücklicherweise hatte er auch einen Ochsen und einen Fisch auf diese Weise zustande gebracht und mit triumphierendem Gesichte auf dem Rücken jeder dieser Tiere die Worte: Tante Tine geschrieben, denn die gute Tante Ernestine sollte mit dieser Weihnachtsgabe von ihm ausgezeichnet werden. Nun aber streute der Sandmann unserm Otto Sand in die Augen, daß er sie nicht mehr offen halten konnte, und der kleine Kopf wackelte hin und her und neigte sich einmal sogar so tief, daß er mit der Nase auf die Tischplatte stieß. Da hielt es die Mutter für geraten, ihren

Liebling an das Bett zu erinnern, und er erhob auch dieses Mal keinen Widerspruch gegen das Schlafengehen, obwohl er sonst gern so lange aufbleiben wollte, wie die Großen, und immer zu versichern pflegte, er sei noch gar nicht müde. Im Bette sprach Otto, wie gewöhnlich, in Gegenwart der Mutter sein Abendgebet, dann schlang er seine Arme noch einmal um der Mutter Hals, die mit einem letzten Kuß sich von ihm verabschiedete. Als aber die Mutter an der Stubenthüre noch einmal einen Blick auf ihren Herzensjungen warf, da sah sie ihn zu ihrem Erstaunen noch aufrecht im Bette mit gefalteten Händen sitzen und hörte ihn also beten: „Lieber Heiland, wirf mir doch in dieser Nacht eine Kanone vom Himmel herunter! Wenn Du aber keine fertig hast, so schenke mir doch zu Weihnachten eine recht schöne Kanone, aus der ich ordentlich schießen kann. Amen.“ Solch kindliches Gebet rührte nicht nur der Mutter Herz, sondern hat auch dem Heiland gar wohl gefallen. „So Jemand gottesfürchtig ist und thut seinen Willen, den höret Er.“ Dies Wort machte Er auch hier wahr, ja Er bescheerte unserem Otto noch mehr, als er erbeten hatte. Denn Er warf zwar keine Kanone vom Himmel herunter, aber Er bewegte außer Otto's Eltern noch andere Herzen, des kleinen Beters um eine Kanone mit dieser Weihnachtsgabe zu gedenken.

So standen am heiligen Christfeste neben dem leuchtenden Tannenbaume auf dem Weihnachtstische vier nagelneue herrliche Kanonen, die Onkel Amtsrat, Onkel Pastor und Tante Tine im Namen des Christkinds gebracht hatten. Wer beschreibt Otto's Erstaunen und Entzücken! Seine Augen leuchteten fast noch heller als die Kerzen des Weihnachtsbaumes. Als er aber mit seinen Eltern und Geschwistern anstimmte: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich in seinem höchsten Thron“ –, da haben sicherlich auch die Engel im Himmel mitgejubelt: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ –

Die Erzählungen des zweiten Typs können unter das Stichwort GEBET ALS INDIZIENBEWEIS gestellt werden: das Gebet beweist eine bestimmte Haltung, weist hin auf ein redlich-frommes, ja oft heiligmäßiges Wesen, und die Umwelt erkennt und respektiert fortan solche Redlichkeit. Als Beispiel mag die folgende Geschichte – überschrieben: „Mutter, bereite den Arbeitern ein gutes Morgenbrot“ (S. 165 f.) – dienen, die zugleich auch dafür charakteristisch ist, daß die Erzähler derartiger Geschichten im allgemeinen sehr viel weniger darauf aus waren, Konfessionsgrenzen zu betonen, als darauf, die gemeinsame religiös-moralische Basis herauszustellen.

Als im vorigen Jahrhundert viele Mennoniten, das ist eine stille fromme Kirchengemeinschaft, die manche besondere Gebräuche haben – aus dem Emmenthale, im Kanton Bern in der Schweiz, gewaltsam vertrieben wurden, machten sich auch wilde Buben daran, einem betagten Lehrer derselben die Vorzüglichkeit ihres Glaubensbekenntnisses damit zu beweisen, daß sie ihm mitten in der Nacht das Dach seiner Wohnung zu zernichten und zu zerstören angingen. Durch dieses geräuschvolle, frevelhafte Werk der Finsternis aufgeweckt, trat er vor die Thüre und erblickte mit

Schrecken die Verwüstung seines Daches. – Was that nun dieser Mann Gottes? Sein Herz mag wohl bewegt, vielleicht empört worden sein bei diesem Anblick. Aber dem folgt er nicht, er folgt dem Willen seines HErrn und Meisters in der Kraft Seines Geistes. Schweigend und betend kehrt er in die Schlafkammer zurück und spricht zu seinem Weibe: „Mutter, stehe auf, bereite ein gutes Morgenbrot; wir haben Arbeitsleute bekommen.“ – So wird nun ein reichliches Essen bereitet, während die wilden Burschen ihre Bosheit auf dem Dache übten. Endlich tritt der Mennonit hinaus und ruft ihnen zu: „Ihr habt nun lange und eifrig gearbeitet und müßt hungrig sein; kommt nun auch herein zum Essen.“ – Das schien den Buben zu lustig, daß sie dem gefoppten Manne auch sein Brot verzehren sollten, und sie kommen guten Muts vom Dache, waschen sich die Hände und setzen sich um seinen Tisch. Nun entblößt der Greis sein ehrwürdiges Haupt, faltet seine Hände, und die wilden Strolche – thaten desgleichen. – Er betete aber mit ihnen und für sie so herzlich, so liebevoll, so kräftig zu seinem und ihrem Gott und Erlöser, daß ihr Gewissen weich, ihr Gewissen wach wurde, und sie sich vor Gott ihrer Bosheit schämten mit heißen Thränen der Reue. – Nach dem Mahle bestiegen sie wieder das Dach, aber – um es nach Kräften wieder herzustellen und die feurigen Kohlen auf ihrem Haupte wieder los zu werden.

Zu diesem Typus gehört auch die häufige – in späterem Zusammenhang nochmals zu erwähnende – Geschichte, in der ein armer Junge oder Mann zum Essen eingeladen wird, trotz seinem Heißhunger die Hände zum Gebet faltet und eben durch diese fromme Geste Hilfe provoziert, die ihm einen oft sehr beachtlichen sozialen Aufstieg sichert.

Mit der grimmig-kritischen Bezeichnung aus Nietzsches „Antichrist“<sup>11</sup> könnte der dritte Typus überschrieben werden: KRANKENGOTTES HILFE. Krankheit ist neben elementarer sozialer Armut das Leiden, das am häufigsten auftaucht; aber so sehr auch an das stille Dulden appelliert wird – Krankheit ist hier fast immer heilbar durch die Fürbitte im Gebet: „Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen“ (S. 133–139). Mit diesem Bibelwort ist die nächste, sehr ausladend erzählte und deshalb hier ziemlich geraffte Geschichte überschrieben, die in einem „schönen Hause“ des „Badeortes Teplitz“ lokalisiert ist. Ein Mädchen kommt vom Spiel im Garten zu seiner Großmutter:

„Ach Großmama, ich hab dich so sehr lieb“, sagte die Kleine, und schlang ihre Ärmchen um der Großmutter Knie, während diese ihr den Strohhut vom Kopfe nahm. Und nun begann ein Erzählen, wie es unten im Garten so schön gewesen und wie da noch ein anderes fremdes kleines Mädchen gekommen war, – aber sehr artig, gar nicht wild und mit reinlichen Kleidern, und wie sie da Blumen gepflückt und die sollte die Großmama jetzt alle haben. Damit hielt Martha, so hieß das Kind,

<sup>11</sup> Werke in drei Bänden (wie Anm. 3), II, S. 1178.

der Großmutter einen schönen, duftigen Blumenstrauß entgegen; diese aber sagte: „Willst du die Blumen wirklich mir geben, mein Herzblatt, ist nicht Jemand, der sich jetzt viel mehr darüber freuen würde, jemand, der schon so lange draußen im Garten keine Blumen mehr gesehen?“ „O ja, Großmama, ich weiß, wen du meinst! Darf ich die Blumen jetzt gleich dem Papa bringen?“ „Jetzt nicht, kleine Martha, Papa ist sehr krank, und jetzt ist der Arzt bei ihm und zwar nebenan im Zimmer, darum müssen kleine Mädchen ganz still sein und dürfen nicht so laut sprechen, aber später will ich ihm deine Blumen bringen, denn heute darfst du gar nicht mehr zu ihm gehen.“

Es folgt ein sehr langes, mit Bibelanspielungen gewürztes und sicherlich nicht gerade „kindgemäßes“ Zwiegespräch, in dem die Großmutter dem Kind den wahrscheinlichen Tod seines kranken Vaters ankündigt:

„Martha, dein lieber Papa wird auch bald in den Himmel zu deiner Mama gehen, du aber kannst nicht mit, du mußt hier bleiben, bis der liebe Gott dich ruft; wann Er das thun wird, weiß ich nicht, es kann noch lange dauern.“

„Wird Papa auf immer dahin gehen?“ fragte Martha, „kommt er nicht bald wieder? Ach! ich kann ja nicht allein sein, nein, Großmama, ich will zu ihm gehen und will ihn bitten, daß er nicht fort geht. Nein, nein, er soll nicht fort, er soll bei seiner kleinen Martha bleiben!“ Ein Thränenstrom ergoß sich über das sonst so fröhliche Gesicht des Kindes und das kleine Herz schlug so laut, so leidenschaftlich. Sie wollte so gern gleich jetzt zu ihrem kranken Papa laufen, bei dem der Arzt war, aber die Großmama hielt sie zurück und hatte Mühe das Kind zu beruhigen. Doch Kinderthränen und Kinderschmerz vergehen so schnell wie ein Regentropfen am Blumenkelch, den kaum gefallen, ein einziger Sonnenstrahl hinwegküßt. Als auch unsere Kleine stiller wurde und das leidenschaftliche, kleine Herz leiser klopfte, sagte die Großmama: „Martha, geh zu Bett; ich will zu Papa gehen; er hat sehr lange nicht geschlafen, vielleicht gibt ihm der liebe Gott heute eine gute Nacht!“

„Gute Nacht, Großmama“, sagte Martha, „ach, ich möchte dir gern etwas ganz leise sagen“, und damit streckte sie ihre Ärmchen nach der Großmama aus, zog deren Kopf zu sich nieder und flüsterte kaum hörbar, daß auch der kleine Vogel im Käfig es nicht hören sollte: „ich will den lieben Gott recht sehr bitten, daß Er Papa bei mir läßt und daß er diese Nacht gerade so gut schläft, wie ich; der liebe Gott thut's ganz gewiß; wenn ich recht bitte, und wenn ich sage, daß ich sehr artig sein will; aber bitte, sage es dem Papa nicht wieder, er soll nicht wissen, daß seine kleine Martha für ihn betet.“

Umständlich wird nun ein Blick in das Krankenzimmer geworfen und dann das Nachtgebet der kleinen Martha zitiert, der uneingeschränkte Erfolg des Gebets berichtet:

„Lieber Gott, behüte meinen guten Papa und lasse ihn diese Nacht gerade so gut schlafen, wie ich immer schlafe. Nimm ihn doch noch nicht in Deinen Himmel und



laß ihn wieder ganz gesund werden und ich will auch immer sehr artig sein und immer thun, was Großmama gern hat. Amen."

Wenn erwachsene Christen zum Vater im Himmel beten, um die Erhaltung eines theuren Familiengliedes, Vater, Mutter, Bruder oder Schwester, da schleicht sich in das Gebet sehr oft die Frage ein: „Hat der liebe Gott auch das Gebet gehört? wird Er es nicht vielleicht doch anders machen?" Wer aber zweifelt, der ist gleich wie eine Meereswoge. Martha kam es gar nicht in den Sinn, so zu fragen, durch ihr kleines Herz zog eine so selige Gewißheit: der liebe Gott hat's ganz sicher gehört, und mit dieser Freude schlief sie ein. Die Engel wachten an ihrem Lager, und sie träumte, wie die Engel mit ihr spielten und ihr sagten: „Gott im Himmel hat dein Gebet erhört, Er hört gern eines Kindes Gebet." O schöner, seliger Kindertraum!

Die Sonne war längst aufgegangen, als Martha erwachte. Wie wird es Papa gehen? war ihr erster Gedanke. Da fing die kleine Stutzuhr auf dem Kaminsims an zu schlagen. Martha zählte: eins – zwei – drei bis sieben mal. Nun durfte sie aufstehen, und rasch kleidete sie sich an, so ungeduldig wie heute, war sie lange nicht gewesen. Ab und zu lauschte sie an der Thür zu ihres Vaters Zimmer, aber sie vernahm nichts, nur manchmal ging die Großmama leise umher. Jetzt, ja, jetzt hörte sie sprechen, doch die Worte verstand sie nicht.

Sie stellte sich auf die Fußspitzen, um mit der Hand die Thürklinke zu erreichen. Sie wollte nicht hinein, sie wußte ja nicht, ob sie störe – hören wollte sie nur, wie es ihrem Papa ging, wissen, ob ihr Gebet wirklich erhört war. Sie mußte wohl zu sehr auf die Klinke gedrückt haben, denn die Thür ging auf und sie stand in ihres Vaters Zimmer. Der saß auf einem Lehnstuhl, bleich und krank, und rief ihr zu: „Komm nur herein, kleine Tochter!" Martha lief zu ihm, ergriff seine Hand und sagte: „Guten Morgen, Papa! hast du gut geschlafen?" „Diese Nacht wol ebenso gut wie du", war die Antwort. „Ich fühle mich viel wohler, viel besser, seitdem ich wieder einmal eine gute Nacht gehabt." Martha sah die Großmama an, die ihr freundlich zunickte. O wie dünkte dem Kinde die Welt so schön, wie war das kleine Herz zum Zerspringen voll vor lauter Freude, wie war der Vater im Himmel so gut, und Martha voll der Freude! Und als sie später hinaus durfte in den Garten, da dufteten ihr die Blumen noch einmal so schön, die Sonne schien noch viel freundlicher zu scheinen, ja es war ihr, als ob die Vögel in den Zweigen etwas wüßten von dem seligen Geheimnis, das sie in sich trug; zwischerten sie nicht viel lustiger als sonst?

Der vierte, schon wesentlich seltenere Typus, der aber doch noch als solcher hervorsticht, könnte charakterisiert werden als GEWINN DURCH VERZICHT; eine kurze Erzählung vermag die meistens sehr rasche und gewissermaßen überhaupt nicht diskutabile Wendung von der Bescheidung in Leid, Not und Armut zum Wiedergewinn von Sicherheit und Wohlstand deutlich zu machen. Die Geschichte trägt die Überschrift „Die Schutzwache" (S. 165):

Eine christlich gesinnte, arme Familie in Preußen wohnte an einer Hauptstraße, als 1806 die große französische Armee, nachdem sie die preußische Festung Cüstrin eingenommen, sich immer mehr derselben näherte. Angst und Schrecken ging vor dem Feinde her. „Ach! was sollen wir thun – wer hilft uns?“ rief die Frau jammernd und voll Sorge. „Komm“, antwortete der Mann, „wir wollen uns eine Schutzwache ausbitten!“ – Er führte sie in die Kammer, fiel mit ihr auf die Kniee und betete: „HErr, barmherziger Gott! was Du uns auch schickst, nur um drei Gnadengaben flehen wir Dich an! Schenke uns Geduld im Andenken an das, was Dein Sohn, unser Heiland, für uns gelitten hat! Erhalte uns o HErr, den Glauben an Dich, und unser Theil an Dir. Und mache uns von allem Irdischen so ganz los, daß wir ruhig Hab und Gut fahren lassen können. Amen.“ Voll Mut – wenn es gefordert würde – sein ganzes Eigentum selbst dem Feinde entgegen zu tragen, standen Beide auf. Der Feind kam. Um sie her wurde geplündert, zerstört, mishandelt; aber nicht ein Mensch betrat ihre Hausschwelle. Psalm 37, 40 heißt es: Der HErr wird ihnen beistehen und wird sie erretten; er wird sie von den Gottlosen erretten und ihnen helfen; denn sie bauen auf Ihn.

Gewiß gibt es neben den hiermit herausgestellten Typen noch eine Residualgruppe von Geschichten, in denen zwar Gebete vorkommen, aber in ganz andern als den skizzierten funktionalen Zusammenhängen stehen. Diese Restgruppe ist jedoch nicht nur sehr diffus, sondern auch – und dies ist ein Befund, der keineswegs nur an der hier mehrfach zitierten Sammlung abgelesen wurde – wirklich peripher. Im wesentlichen lassen sich die Gebets-Erzählungen auf die vier erwähnten Typen aufrechnen; und man wird die angeführten Beispiele als *repräsentativ* akzeptieren dürfen. Zwar erscheint manches betont infantil formuliert; man hat den Eindruck, daß die anonymen Verfasser im Blick auf ihr Publikum besonders mühsame Kniebeugen machen. Aber eine gewisse pädagogische Herablassung ist auch sonst die Regel. Die Autoren der lehrreich-erbaulichen Geschichten bemühen sich stets um Eindringlichkeit und Faßlichkeit, wobei sie freilich für die Übersetzung höherer Wahrheiten ins Alltäglich-Verständliche eine entschiedene Grenze setzen – *Paul Wurster* bezeichnet sie interessanterweise als die zum Bereich des *Trivialen*.

Er brachte ein Andachtsbuch heraus, das am Rande des hier behandelten Zeitraums steht, aber doch zentral ist in Geist, Gesinnung, Gehabe – das 1901 erschienene „Hausbrot für evangelische Christen. Ein Andachts- und Gebetbuch für jeden Tag“, das 1924 schon die 71. Auflage erreicht hatte. Daß Wurster kein präziöser Mann war, daß ihm das Unfeierlich-Anspruchslose mehr lag als falsche Feierlichkeit, wird u. a. durch eine Anekdote bezeugt, nach der er das ‚Hausbrot von Wurster‘ gelegentlich übermütig in

das „Wurstbrot von Hauser“ verdreht habe<sup>12</sup>. Im Vorwort zur ersten Auflage seines Buches aber schirmt er sich nicht nur gegen falsche Ansprüche, sondern auch gegen übertriebene Anpassung ab: „Das vorliegende Andachtsbuch bemüht sich, aus der Stimmung eines Hausvaters<sup>13</sup> unserer Zeit heraus zu reden, und zwar so schlicht und einfach, als möglich ist, ohne trivial zu werden.“ Hier klingt an, daß die verflachende Popularisierung von Höherem' leicht zur Trivialisierung wird; hier wird aber auch noch einmal deutlich, daß der Begriff des Trivialen kaum ohne Anführungszeichen verwendbar ist, daß sich seine Konturen zumindest aus der heutigen distanzierten Perspektive anders ausnehmen als aus derjenigen eines engagierten Autors der damaligen Zeit. Uns erscheint ein Großteil jener ganzen Gattung trivial – was freilich keine definierende Vokabel sein kann, sondern nur eine Herausforderung zur genaueren Charakteristik dessen, was sich im Falle der Gebets-Erzählungen hinter diesem Begriff verbirgt.

Dies soll zusammenfassend in einigen Punkten herausgestellt werden:

1. Mit kaum nennenswerten Ausnahmen geht es in den Geschichten immer um das *erfüllte* Gebet. Zwar gibt es Erzählungen, in denen die im Gebet vorgetragene Bitte nicht unmittelbar erhört wird; aber dies ist dann nur ein Mittel, die Wünsche selber auf eine etwas andere Ebene zu transponieren – dann aber werden sie erhört. Scheinbare Nichterfüllung schlägt so um in wirkliche, gewissermaßen höhere Erfüllung. Diese Verlagerung wird im allgemeinen ausdrücklich begründet mit der Feststellung, daß Gott am besten weiß, was not tut; doch bedeutet die Transposition auf eine höhere Ebene keineswegs, daß das Gebet hier Ausdruck des Gefühls schlechthiniger Abhängigkeit und Hingabe wäre – auch hier werden vielmehr Wünsche erfüllt, und das Besseren Gottes dokumentiert sich durchaus in faßbaren Beglückungen, die nur etwas anders sind als die ursprünglich erstrebten.

In der geradezu penetranten Sicherheit, mit der in den Geschichten Gebete erhört werden, wird banaler Wunderglaube scheinbar auf das Maß des Vernünftigen zurückgenommen, in Wirklichkeit aber perpetuiert und zur Dauerinstitution gemacht. Während das proklamierte Wunder an sich als Ein-

<sup>12</sup> Die Kenntnis dieser Anekdote verdanke ich Dr. Dieter Narr, Eschenau – wie sehr vieles andere. Ohne seine kundige und lebenswürdige Belehrung hätte ich kaum wagen dürfen, mich dem Gegenstand dieses Aufsatzes zuzuwenden.

<sup>13</sup> Die besondere Wichtigkeit dieses Begriffes braucht kaum eigens unterstrichen zu werden; Wurster stellt sein Buch damit ausdrücklich in die lange Traditionskette der sogenannten Hausväterliteratur. Vgl. Julius Hoffmann: Die „Hausväterliteratur“ und die „Predigten über den christlichen Hausstand“. Lehre vom Hause und Bildung für das häusliche Leben im 16., 17. und 18. Jhd. Weinheim-Berlin 1959.

bruch des ganz Anderen zu verstehen wäre, bezeugt der Mechanismus der Gebeterhörung in den hier untersuchten Geschichten die auf *eine* Dimension verkürzte Fiktion recht vordergründig prästabiler Harmonie.

2. Die Geschichten sagen zwar gelegentlich etwas über Voraussetzungen und Hintergründe richtigen Betens; aber sie zielen doch nicht auf Meditationen *über* das Gebet, sondern auf das Leben *im* Gebet. Nicht die Nutzanwendungen stehen im Zentrum, die gelegentlich für das Gebet im allgemeinen gezogen werden, sondern die – freilich auf typische Fälle konzentrierte – Kasuistik, das Beispielhafte. Die Gattungsbezeichnung „*Beispiel*“ könnte auf die meisten der Geschichten angewendet werden; in diesen „*Beispielen*“ wird die Tradition des *Exemplums* teilweise fortgeführt, teilweise charakteristisch modifiziert<sup>14</sup>.

Die Geschichten treten alle mit dem Anspruch auf, daß sie ‚aus dem Leben‘ herausgegriffen sind. Dies hat inhaltlich-stilistische Konsequenzen. Ähnlich wie in der Volkssage gibt es Wahrheitsbeteuerungen, sei es in der Form der bloßen Deklamation, daß die Geschichte wahr sei, sei es mit mehr oder weniger ausführlichen Hinweisen auf verlässliche Gewährsleute. Auch exakte Zeit- und Ortsangaben treten auf, und dazu wird mit realistisch, ja naturalistisch ausgemaltem Detail gearbeitet, das die folgende, an sich oft recht unwahrscheinliche Handlungsführung dann doch wahrscheinlich macht.

Wie die Geschichten vorgeblich ‚aus dem Leben‘ gegriffen sind, so verbergen sie auch nicht ihre Absicht, *ins* Leben hineinzuwirken. Die Verfasser betonen die *Anwendbarkeit* und *Übertragbarkeit*. Diese Übertragbarkeit wird durch mehrere Momente erleichtert. Einmal enthalten die Geschichten neben dem realistischen Detail immer auch allgemeinere Gebärden, welche die Identifikation und auch die *Imitatio*<sup>15</sup> erleichtern; hierzu gehören auch die Gebetsgesten selber, die ja aus dem konkreten Zusammenhang lösbar sind – die quasi triviale Beliebtheit von Dürers „Betenden Händen“ zeigt, daß auch solche symbolischen Abstraktionen durchaus effektiv sind. Dazu kommt aber noch etwas anderes. An den exegetischen Versuchen pietistisch orientierter Laien, wie sie etwa in Richard Weitbrechts Roman „Bohlinger Leute“<sup>16</sup> mit leicht ironischer Sympathie dargestellt sind, fasziniert immer wieder die große Bandbreite der Interpretationen, die zumindest nach außen

<sup>14</sup> Vgl. Hermann Bausinger: *Exemplum und Beispiel*. In: Hess. Bl. f. Vkd., 59. Bd. 1968, S. 31–43; dse.: *Zum Beispiel*. In: *Volksüberlieferung*. Festschrift für Kurt Ranke zur Vollendung des 60. Lebensjahres. Göttingen 1968, S. 9–18.

<sup>15</sup> Zu diesem Begriff vgl. André Jolies: *Einfache Formen. Legende/Sage/Mythe/Rätsel/Spruch/Kasus/Memorabile/Märcheri/Witz*. 3. Aufl. Darmstadt 1958, S. 36.

<sup>16</sup> Heilbronn 1911.

als fast völlige Beliebigkeit in der Herstellung von Beziehungen zwischen biblischem Text und eigener Situation erscheint. Mit der gleichen Breite und auch Sprunghaftigkeit der Interpretation muß auch hier gerechnet werden, und gelegentlich finden sich in den Geschichten selber schon Hinweise, die den konkreten Fall in fast zufällig wirkender Assoziation auf ganz verschiedenartige Gegebenheiten und Probleme beziehen.

In diesem Zusammenhang ist noch ein Sondertypus von Geschichten zu erwähnen, der nur in einem Teil der Sammlungen eine Rolle spielt. Man könnte ihn LOSUNG ALS WELTSINN bezeichnen. Die sogenannten Losungsbüchlein<sup>17</sup> spielen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine große Rolle. In ihnen sind fromme Wahlsprüche für den täglichen Gebrauch zusammengestellt. In manchen Erzählungsbänden wird nun ausdrücklich die *Treffsicherheit*<sup>1</sup> der Losungen dokumentiert, indem gezeigt wird, wie sie sich in bestimmten Situationen und auf bestimmte Situationen auswirkten. Auch hier kommt jedoch die Treffsicherheit in erster Linie durch ziemlich weite Streuung der Assoziationen zustande. Von Bismarck ist überliefert<sup>18</sup>, daß er es mit einem Ausrufezeichen beanstandete, als er in einem Wintermonat den „Vers“ zu lesen bekam: „Ihr grünen Blätter in den Wäldern, bewegt und regt euch doch mit mir“, und daß er während des Siebzigerkrieges die Stelle des Josuabuches im Alten Testament: „des Landes ist noch viel einzunehmen“ für sich unterstrichen habe. Diese Anekdote bezeugt die enorme *Verfügbarkeit* der angebotenen geistlichen Zitate, Verse, Geschichten – sie wurden wirklich ganz nach Bedarf appliziert.

Dies muß deshalb hervorgehoben werden, weil es die Frage der Wirklichkeitsnähe oder -ferne erheblich modifiziert und problematisiert. Man wird hier nach beiden Richtungen argumentieren müssen: Auf der einen Seite ist festzuhalten, daß eben auch noch von sehr ‚realitätsfernen‘ Erzählungen der moralisch-religiöse Kerngehalt transponiert werden konnte. Andererseits trug das blinde Vertrauen in die schier unbegrenzte pädagogische Umsetzbarkeit sicherlich auch dazu bei, daß sich der Wirklichkeitsrahmen kaum verschob, daß sich die Wirklichkeit der Geschichten immer radikaler von der Wirklichkeit der meisten Rezipienten unterschied.

3. Im oberschwäbischen Riedlingen an der Donau wurde nach dem letzten Kriege von Angehörigen einer evangelischen Freikirche, die schon in ihrer ungarischen Heimat eine Brüdergemeinde gebildet hatten, eine Neusiedlung

<sup>17</sup> Vgl. Heinz Renkewitz: *Die Losungen. Entstehung und Geschichte eines Andachtsbuches.* 1953.

<sup>18</sup> Den Hinweis auf diese Überlieferung verdanke ich wiederum Dieter Narr.

erbaut<sup>19</sup>. Unter den Bewohnern ist eine Erzählung über den Anfang der Siedlung, eine Art *Gründungslegende*, in Umlauf, hinter der die mehr technische und auch politische Seite des Ausbaus völlig zurücktritt. Danach zog von einem Flüchtlingslager an der mittleren Donau ein ‚Kundschafter‘ mit dem Fahrrad aus, um sich nach Arbeitsmöglichkeiten umzusehen. Auf der Rückfahrt von einer enttäuschenden, erfolglosen Tour bis ins Elsaß hinüber kam er spät abends in das Städtchen und bat in der Polizeiwache um ein Nachtquartier. Die Polizisten riefen den Bürgermeister an, der aber nicht zu Hause war. Seine Frau bot dem erschöpften Fremden jedoch gleich eine einfache Abendmahlzeit an. Als dieser trotz seinem Heißhunger vor dem Essen die Hände zum Gebet faltete, hatte er das Vertrauen der Frau gewonnen; sie stellte ihm Fragen und ließ sich erzählen. Dabei ergab sich dann, daß sie und ihr Mann der gleichen freikirchlichen Richtung angehörten. Sie vermittelten dem Flüchtling eine Arbeitsstelle, und bald schon zog dieser so viele Landsleute und Glaubensgenossen nach, daß die stattliche Siedlung gebaut werden konnte.

Diese ‚beispielhafte‘ Geschichte hat ganz sicher ihren wahren Kern; es handelt sich nicht um eine freie Erfindung. Daß sie sich aber in der örtlichen Tradition so verfestigt und gehalten hat, hängt gewiß damit zusammen, daß es sich dabei um einen *Erzähltopos* handelt, um eine in der Erbauungsliteratur immer wieder traktierte Motivkette. Die hier in den Mittelpunkt gerückte Sammlung enthält eine vergleichbare Geschichte; in einer Sammlung von Joseph Knapp aus der gleichen Zeit taucht das Motiv wieder auf<sup>20</sup>; und schon im 18. Jahrhundert spielen verwandte Erzählungen eine Rolle<sup>21</sup>.

Was hier an einem Einzelmotiv oder **-schema** deutlich wird, gilt ganz allgemein: Die meisten der Erzählungen, mögen sie auch zeitgenössische Einzelheiten betonen, sind in ihrem Kern doch wesentlich älter. Es gibt Motivzusammenhänge, die bis in die mittelalterliche Exempeltradition reichen; vor allem aber hat sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Motivschatz herausgebildet, der in dieser Gattung erbaulicher Literatur das ganze folgende Jahrhundert geprägt hat. Die beachtliche *Konstanz* innerhalb des Bereiches religiöser Andacht und Erbauung läßt sich schon an der Beständigkeit bestimmter Bücher ablesen, die, aus der Zeit vor 200 Jahren stam-

<sup>19</sup> Vgl. Hermann Bausinger – Markus Braun – Herbert Schwedt: *Neue Siedlungen*. 2. Aufl. Stuttgart 1963, S. 96; Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen: *Volk unterwegs*. In: *Schwäbische Heimat*, 4. Jg. 1953, S. 212–216; Michael Schmid: *Szarazd-Eichenau. Volkskundliche Untersuchungen bei einer Gruppe ungarländischer Heimatverwiesener*. Mschr. Tübingen 1954, S. 33–38.

<sup>20</sup> *Gottes Wort und Menschenwege oder Geschichtlich-erbauliche Lebensbilder auf Fest-, Sonn- und Feiertage des Jahres*. Stuttgart 1885, S. 40–44.

<sup>21</sup> Vgl. hierzu Hermann Bausinger: *Zum Beispiel* (wie Anm. 14), S. 15 f.

mend, noch heute in vielen Nachlässen auftauchen und die zumindest in der Zeit bis zum ersten Weltkrieg eine zentrale Rolle spielten – zu nennen sind hier etwa die Schriften von Zschokke und Witschel, Spengler und Tholuck<sup>22</sup>. Der Eindruck der Konstanz verstärkt sich aber noch, wenn erkannt wird, daß auch die weniger berühmten Andachtsbücher und daß zumal die Produkte der Traktatgesellschaften und die Sammlungen erbaulich-lehrreicher Geschichten fast durchweg ältere Motive aufgreifen, festhalten, erneuern<sup>23</sup>. Das 19. Jahrhundert und zumal seine zweite Hälfte erscheint auf diesem Gebiet als großes Sammelbecken – in dem freilich die alten Stoffe nicht nur aufgefangen werden, sondern auch gewissermaßen bengalisch beleuchtet: die Motive werden nun übersteigert und kumuliert.

4. Diese *Hypertrophie* läßt sich erklären als Rückzugsgefecht gegen die sich ausbreitende Säkularität des Denkens und Handelns. Die ‚Verweltlichung‘ wird jedoch nicht nur in dieser Abwehrstellung deutlich, sie dringt auch in die innere Haltung der Geschichten – und das heißt u. a. ganz konkret: in die Gebetshaltung ein. Auch dies läßt sich nicht erst jetzt nachweisen; auch hierin haben sich die Ideen des späten 18. Jahrhunderts ausgebreitet und verfestigt.

Das *Utilitätsprinzip* herrscht vor. Das religiös-moralische Verhalten – und schon diese Legierung moralisch-religiös ist ja doch unter religiösem Aspekt keineswegs unproblematisch! – zielt auf Glück und Nutzen, und es ist fast immer sehr diesseitig und vom Standpunkt der Hauptgestalten der Erzählung egozentrisch definiert: Tugend und Frömmigkeit machen sich bezahlt.

Darüber hinaus wird dieses religiös-moralische Handeln weitgehend reduziert auf die Hilfe am Nächsten, auf das *einem andern eine Freude machen*.

<sup>22</sup> Zur ‚Langlebigkeit‘ der Andachtsliteratur vgl. Angelika Bischoff-Luithlen: Auszüge aus den Inventur- und Teilungsakten der Gemeinde Feldstetten, Kreis Münsingen, über den Besitz von Büchern und Bildern. Mschr. Mskr. mit einer Ergänzung von Martin Scharfe. Tübingen 1964; jetzt auszugsweise publiziert unter dem Titel: Andachtsliteratur im Bauernhaus – ihre Bedeutung heute und einst. In: Württ. Jb. f. Volkskunde 1965/69, S. 99–106. Daß gerade „rationalistische, also teils verständige, teils rührsame Gebetsbücher“ zu seiner Zeit noch „im Oberschwäbischen und Fränkischen“ zu finden waren, teilt Paul Wurster mit: Das kirchliche Leben in Württemberg. Tübingen 1919, S. 227. Weitere Hinweise stammen wiederum von Dieter Narr. Der weitere Rahmen der Frage von Konstanz und Erneuerung ist neuerdings ausführlich und eindringlich behandelt bei Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910. Frankfurt am Main 1970.

<sup>23</sup> Ein eklatantes Beispiel für das Fortwirken ‚aufgeklärt‘-theologischer Gedanken bieten die zahlreichen Tiergeschichten, in denen nicht etwa über die landwirtschaftlichen Nutztiere oder die Haustiere gesprochen wird, sondern über ganz und gar kuriose Zusammenhänge, die an physikotheologische Quellen nicht nur erinnern, sondern wohl mittelbar auch darauf zurückgehen. Vgl. hierzu Hermann Bausinger: Zum Beispiel (wie Anm. 14), S. 14.

Man könnte einwenden, daß es sich dabei ja doch um legitim christliches Verhalten handle, daß das Gebot der Nächstenliebe ja doch zentral sei. Aber nicht von ungefähr klingt in dem ‚eine Freude machen‘ etwas von recht oberflächlicher Sozialität an. „Das beste Mittel, jeden Tag gut zu beginnen, ist: beim Erwachen daran zu denken, ob man nicht wenigstens *einem* Menschen an diesem Tage eine Freude machen könne“. Dieses *Nietzsche*wort<sup>24</sup> stimmt nachdenklich – oder vielleicht sollte man sagen: es stimmt nachdenklich, daß gerade Nietzsche diese Maxime vorträgt, und es stellt sich die Frage, ob sich in solcher Pfadfinderhaltung nicht ein Rückgang wirklich religiöser Gesinnung dokumentiert. Tatsächlich fährt Friedrich Nietzsche fort: „Wenn dies als Ersatz für die religiöse Gewöhnung des Gebetes gelten dürfte, so hätten die Mitmenschen einen Vorteil bei dieser Änderung“<sup>25</sup>.

Entscheidender als diese reduktiven Indizien aber ist doch die Beobachtung, daß sich in den Geschichten ein übersteigertes *Transgressionsstreben*<sup>26</sup> ausbreitet. Gewiß deutet das Stichwort *Kompensation*<sup>1</sup> ein allzu wohlfeiles und geläufiges Interpretationsmodell an<sup>27</sup>, und man könnte einwenden, daß ja doch auch religiöse Bewegungen wie die des Pietismus in Transgressionen schwelgen<sup>28</sup>. Aber in Verbindung mit der ganz und gar vordergründigen Utilität erscheint der Versuch, alles und jedes als himmlische Sdfickung zu verstehen, nunmehr doch sehr viel verkrampfter; er bezeugt eben doch, daß das selbstverständliche Abhängigkeitsbewußtsein, der immer präsenste Bezug der Welt zum Göttlichen verloren gegangen ist. *Religio eventualis*<sup>29</sup> wird hier überspielt, nicht überwunden; die Transgressionen sind – bei aller Naivität ihrer Äußerungen – *sentimentalischer* Natur.

5. Es ist nicht etwa mangelndes Scheidungsvermögen, wenn für den Zeitraum, der hier behandelt wird, das Sentimentalische und das *Sentimentale*

<sup>24</sup> Werke in drei Bänden (wie Anm. 3), I, S. 709.

<sup>25</sup> Ebd.

<sup>26</sup> Zur „Transgression auf das Himmlische“ vgl. Dieter Narr: Zur Stellung des Pietismus in der Volkskultur Württembergs. In: Württ. Jb. für Volkskunde 1957/58, S. 9–33, insbesondere S. 24 f.

<sup>27</sup> Mit einiger Skepsis muß etwa beobachtet werden, wie rasch ‚philosemitische‘ Äußerungen als Kompensation des Antisemitismus interpretiert werden – und ähnliche Interpretationsmuster sind auch sonst wirksam.

<sup>28</sup> Vgl. Dieter Narr: Zur Stellung des Pietismus (wie Anm. 26); zum gesamten Phänomen des süddeutschen Pietismus Hartmut Lehmann: Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1969. — Die Frage, ob nicht auch für den Pietismus teilweise eine quasi verkrampfte Frömmigkeit charakteristisch ist, kann hier nicht erörtert werden.

<sup>29</sup> Zu diesem Begriff vgl. Dieter Narr: Fragen der religiösen Volkskunde. In: Festschrift für Will-Erich Peuckert zum 60. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Berlin-Bielefeld-München 1955, S. 116–127, insbesondere S. 122.



eng aneinander gerückt werden. Zwar gibt es in den Sammlungen eine größere Zahl von Erzählungen, die sich karg und sachlich geben; aber selbst sie enthalten im allgemeinen deutlich sentimentale Elemente.

Hierher gehört die Neigung zum *Diminutiv*, die Verkleinerung der Gegenstände. Sie läßt sich mit der pädagogischen Bemühung um Annäherung an die Empfänger und damit um Faßlichkeit erklären und teilweise auch entschuldigen; aber wenn Novalis über die Herrenhuter sagte, sie hätten zwar den „Kindergeist“ einführen wollen, aber praktisch den „Kindermuttergeist“ eingeführt<sup>30</sup>, so gilt diese Kritik auch hier. Wirkliche Probleme werden verharmlost, Harmlosigkeiten gehätschelt.

Auf der gleichen Linie liegt die weitgehende *Ästhetisierung*. Das Moralische gilt häufig ausdrücklich als „schön“, und auch die religiöse Metaphorik – der „schöne Engel“ etwa! – macht den nicht problematisierten Zusammenhang zwischen ästhetischen, moralischen und religiösen Kategorien offenkundig. Mit dem überwiegend rational-utilitaristischen Zugriff verbindet sich nicht mehr Gefühl als starke und aktive religiöse Potenz im Sinne der sogenannten Gefühlsfrömmigkeit des 18. Jahrhunderts, sondern vage *Gefühligkeit*, eine im wesentlichen bei allen moralischen Appellen doch eher passive religiöse Gestimmtheit.

In den protestantischen Erzählungen drückt sich dies zum Teil darin aus, daß selbst in den kargen Gebetsberichten mitunter *katholisierende* Neigungen zum Ausdruck kommen, wobei freilich ein verkürztes und seinerseits verschwommenes Bild des angeblich Katholischen im Hintergrund steht. Deutlicher als in den meistens knappen Beispielerzählungen wird diese Tendenz in der gehobenen, aber dem populären Bereich nahestehenden Romanliteratur und Novellistik der Zeit. In *Hermann Kurz'* Büchlein „Der Weihnachtfund“<sup>31</sup> erzählt die fromme Heldin Justine: „Ich weiß nicht, wie ich drauf kam, denn es ist ja bei unserer Religion nicht bräuchlich, aber ich flehte zur schmerzreichen Mutter, daß sie beim ewigen Vater für mich bitte, er möge mein Kind in seine Arme nehmen an meiner Statt“. Während hier die Grenzüberschreitung zu Vorstellungen der anderen Konfession vielleicht noch als naive Ergänzung der in der eigenen Konfession zur Verfügung stehenden Möglichkeiten gesehen werden kann, zeigt ein Zitat aus dem – ein halbes Jahrhundert später geschriebenen – Roman von *Agnes Günther*: „Die Heilige und ihr Narr“<sup>32</sup>, in welche Richtung die Sentimentalisierung solcher Gedanken letztlich führt. Im Mittelpunkt des bis vor ungefähr zwei Jahr-

<sup>30</sup> Briefe und Werke. 3. Bd. Berlin 1943, S. 702.

<sup>31</sup> Der Weihnachtfund. Ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben. Frankfurt a. M. 1856; vgl. S. 161 f.

<sup>32</sup> Stuttgart 1913.

zehnten außerordentlich viel gelesenen Romans von Agnes Günther<sup>33</sup> steht die Liebe Harros zu ‚Seelchen‘. Nach der ersten Begegnung mit dem unschuldigen Mädchen sagt Harro zu sich selbst: „Ich muß katholisch werden und einem Heiligen eine Kerze anzünden ... Jemand muß ich danken.“ Dann aber folgt ein Zusatz, der ganz offenkundig macht, daß die Wendung zur anderen Konfession hier nicht etwa Ausdruck eines religiösen ‚Überschusses‘ ist, sondern im Gegenteil Ausdruck eines religiösen Defizits. „Jemand muß ich danken“, sagt Harro, und dann: „Oder ich zünde sie dir an, Seelchen“<sup>34</sup>. Das Religiöse ist hier also nur noch gefühlvoll-ästhetisierende Verbrämung diesseitiger Bezüge und Interessen.

Anders ausgedrückt: Was in solcher Literatur – von den pädagogischen Erbauungsgeschichten bis hinein in den Bereich fast allseits respektierter Romane – als ‚Frömmigkeit‘ bezeugt wird, charakterisiert nicht mehr eine erfüllte, vom Religiösen mehr oder weniger durchdrungene Landschaft, sondern den kläglichen Versuch, gegen „das Neutrale in seiner ganzen Strenge“<sup>35</sup> mit übertrieben angesetzten Farbtupfen anzugehen – und wenn dieser Befund genau so für die geschäftigen und marktkundigen Veranstaltungen etwa der derzeitigen Pop-Industrie zutrifft, so liegt dies möglicherweise nicht am Unvermögen der Beschreibung, sondern an tatsächlicher Paralleltät. Die Wendung von der Stummheit und Grausamkeit des Neutralen findet sich in einem religionsphilosophischen Exkurs von *Hermann Broch*. Er bezieht sich darin in erster Linie auf protestantische Gedanken. Nun gibt es zu dem alten volkskundlichen Fehler, katholische Frömmigkeitsformen als „Volksfrömmigkeit“ zu enthistorisieren<sup>36</sup>, gewiß auch das ebenso falsche Gegenstück; aber es gibt doch wohl Gründe dafür, das protestantische Denken – übrigens durchaus im Sinne Brochs – als das für die moderne Entwicklung typischere aufzufassen. Insofern besteht also jene weitere, sogar ganz andere moderne Phänomene mittreffende Interpretation doch wohl zu Recht.

<sup>33</sup> Vgl. hierzu Dorothee Bayer: *Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert* (= *Volksleben* Bd. 1). Tübingen 1963. Dort sind S. 85–93 auch noch weitere Belege für den Vorgang angeführt, den Dorothee Bayer etwas verkürzend als die Entwicklung von „Pseudoreligiosität“ bezeichnet.

<sup>34</sup> 117. Aufl. 1. Band, S. 70.

<sup>35</sup> Hermann Broch: *Der Zerfall der Werte*. In: *Erkennen und Handeln. Essays* Bd. 2, Zürich 1955, S. 34.

<sup>36</sup> Vgl. zu dieser Prämisse die Kritik von Dieter Narr: *Fragen der religiösen Volkskunde* (wie Anm. 29), S. 120, und Martin Scharfe: *Evangelische Andachtsbilder, Studien zu Intention und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte des schwäbischen Raumes*. Stuttgart 1968, S. 178 passim. Außerdem Richard Weiß: *Zur Problematik einer protestantischen Volkskultur*. In: *Religiöse Volkskunde* (= *Beitr. zur Volkstumsforschung* Bd. 14). München 1964, S. 27–45.

6. Die *Hilflosigkeit vor dem Neutralen* und die daraus resultierende *Übersteigerung* drückt sich auch in der speziellen Auffassung des Gebetes aus. Die mannigfachen Abhandlungen zu einer *Typologie* der Gebete können hier nicht referiert werden. Hingewiesen sei nur auf zwei verschiedene Ansätze. *Jacob Grimm* unterschied in seiner berühmten Akademierede von 1857 drei Perioden religionsgeschichtlicher Entwicklung: in der ersten herrscht das Opfer, in der zweiten verbinden und verbünden sich Opfer und Gebet, und in der dritten emanzipiert sich das Gebet von der Opferhandlung<sup>37</sup>. Im Umkreis der Praktischen Theologie, dem die hier untersuchten Beispielsammlungen verbunden sind, tritt diese kulturevolutionistische Betrachtungsweise zugunsten einer entwicklungspsychologischen oder einer synchron-funktionalen Typologie zurück. Als einigermaßen repräsentativ darf der Abschnitt über das Gebet in dem hier schon zitierten Werk von *Gustav Weitbrecht*<sup>38</sup> betrachtet werden. Hier führt die Stufenfolge vom Notgebet über Bittgebet und Fürbitte bis hinauf zum „Gespräch“, zum „Umgang“ mit Gott, der sich noch steigert im ‚dauernden‘ Preis und Lob Gottes. Auf diesen höheren und höchsten Stufen geht es also nicht mehr um das einzelne, an einen konkreten Anlaß gebundene Gebet, sondern um ein reiches „Gebetsleben“ – dies ist ein Terminus, der in derartiger Literatur verhältnismäßig häufig auftaucht<sup>39</sup>.

Für die frommen Erzählungen der untersuchten Sammlungen ist es nun charakteristisch, daß sie die ganze Stufenfolge im Blitzverfahren überbrücken und umfassen. Der Ausgangspunkt ist nicht selten irgend ein drastischer Anlaß und damit zwangsläufig ein Notgebet; aber die Darstellung steigert dieses zunächst einmalige, an den konkreten Anlaß gebundene Gebet zur Verkörperung einer höheren Stufe, sie bettet das *eine* Gebet in das reiche Gebetsleben der Betroffenen ein. Man könnte, variierend, auch davon sprechen, daß *oratio oralis* und *oratio mentalis*<sup>40</sup> grundsätzlich aufeinander bezogen bleiben, daß es geradezu keine Differenz zwischen beiden gibt und geben darf. Eben darin aber liegt ein Moment unlauterer Übersteigerung.

*Goethe* sprach davon, „das mentale Gebet“ entwickle „sich bei den meisten nur als flammendes, beseligendes Gefühl des Augenblicks; nach dessen Verschwinden sogleich der sich selbst zurückgegebene, unbefriedigte, unbeschäftigte Mensch in die unendliche Langeweile zurückfällt“<sup>41</sup>. Gewiß

<sup>37</sup> Über das Gebet. In: *Kleine Schriften*, Bd. 2, S. 439–462, insbesondere S. 460.

<sup>38</sup> *Heilig ist die Jugendzeit* (wie Anm. 2), S. 217–236.

<sup>39</sup> Vgl. neben G. Weitbrecht etwa *Dora Schlatter: Was kann eine Mutter ihre Kinder lehren?* Basel 1889, S. 13.

<sup>40</sup> Zu diesem Begriffspaar, in dem die Gedanken den Worten und äußeren Gebärden gegenübergestellt werden, vgl. wiederum G. Weitbrecht: *Heilig ist die Jugendzeit* (wie Anm. 2), S. 227 f.

<sup>41</sup> *Westöstlicher Divan*, *Noten*, *Alt. Perser*.

ist dieses Wort im Kontext einer bewußt generalisierten und damit entkonkretisierten Frömmigkeitsauffassung zu sehen, und man könnte auch einwenden, daß es – ähnlich der zitierten Äußerung von Broch – ein so weitgehend meditatives Leben und auch ‚Gebetsleben‘ voraussetzt, daß es an der Problematik unserer Texte vorbeizieht. Aber insoweit ist es doch übertragbar, als in diesen Texten Intensität des Betens und Intensität der Erfüllung bis auf die Stufe der Langeweile getrieben werden. In diesen Texten spielt die Tradition des „schlechten Gebets“<sup>42</sup> nur noch eine ganz periphere Rolle, die Bitten werden erfüllt, die Gebete sind erfolgreich. Der Begriff des *Erfolgs* ist dabei nicht nur eine beliebige Variante; der Erfolgsnachweis ist vielmehr sicherlich eine wesentliche soziale Bedingung solcher Erzählungen, die ja immer auch die Richtigkeit, die ‚Qualität‘ einer bestimmten Konfession oder religiösen Richtung bezeugen sollen<sup>43</sup>. Die Pluralität religiöser Meinungen und Haltungen aber, die zu den Voraussetzungen für das Überwuchern derartiger Erzählungen gehört, wird aufgehoben in der *penetranten Monotonie ständigen Gelingens*. Insofern also wird man doch an Goethes Bemerkung anschließen dürfen mit der Feststellung, daß der Versuch, das „beseligende Gefühl“ mehr oder weniger zur Dauerinstitution zu machen, zur Folge hat, daß Langeweile auch den Moment ergreift und das vorgeblich so intensive „Gebetsleben“ mitcharakterisiert.

7. Angesichts des missionierenden und pädagogischen Charakters der meisten Geschichten muß es um so mehr auffallen, daß sie die *soziale Wirklichkeit* ihrer Entstehungszeit beharrlich *ignorieren*. Im wesentlichen sind es „bürgerliche“ Erzählungen allein schon hinsichtlich des in ihnen vorherrschenden Milieus. Hin und wieder spielen die Geschichten zwar in bäuerlichen Haushaltungen, und vereinzelt läßt sich sogar eine quasi proletarische Umgebung registrieren. Aber es geht dann fast nie, auch in Ansätzen nicht, um Sozialkritik, sondern fast immer um Besänftigung. Die göttliche Gerechtigkeit wird nicht durch die Sozialordnung selber, sondern durch die Barmherzigkeit der Oberen dokumentiert; das *Almosen* ist das beherrschende soziale Motiv.

In diesen Erzählungen zielt die Geste des Gebets nicht nur nach oben in einem transzendenten Sinn, sondern auch im transgressorisch-hierarchischen:

<sup>42</sup> Vgl. hierzu Robert Wildhaber: Das gute und das schlechte Gebet. Ein Beitrag zum Thema der Mahnbilder. In: Europäische Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung. Festschrift zum 65. Geburtstag Bruno Schiers. Göttingen 1967, S. 63–72.

<sup>43</sup> Vgl. hierzu Karl-S. Kramer: Protestantisches in der Volkskultur Frankens. Konfessionelle Rivalität und Nachbarschaft. In: Hess. Blätter für Volkskunde 60. Bd. 1969, S. 77–92; Martin Scharfe: Wunder und Wunderglaube (wie Anm. 9), S. 205 f.

das Gottesgnadentum prägt nicht nur die Herrschaft der Könige und Fürsten, sondern Herrschaft überhaupt; es durchdringt die ganze soziale Hierarchie. Es ist weder möglich noch eigentlich nötig, die lange und übrigens gar nicht sehr bewegte Geschichte dieser Vorstellung auszubreiten. Doch muß erwähnt werden, daß sie sich im 18. Jahrhundert noch einmal verfestigte, indem als vernünftig bewertete „Natur“ weitgehend auch den gesellschaftlichen Strukturen zuerkannt wurde<sup>44</sup>. Das 19. Jahrhundert nahm also auch hier nur auf, was ihm von einer in ihren Intentionen und Proklamationen rationalistischen Zeit angeboten wurde; man wird allerdings hinzufügen müssen, daß es diese Ideen im Angesicht der sich immer drastischer verwandelnden Realität nur noch durch sentimentalische Übersteigerungen durchzuhalten vermochte. Dafür bieten die Erzählungsbände Beispiele in Hülle und Fülle.

Wie die Reichen in diesen Erzählungen als *Treuhänder Gottes* in Erscheinung treten, so ist Gott letztlich der *Protector der Reichen*, des Bestehenden, des gegebenen sozialen Aufbaus. Zwar spielt *Armut* keine kleine Rolle in diesen Geschichten, aber man schaut auf sie nicht als soziales Problem, sondern im Sinne eines bloß karitativen Appells. Anders gesagt: Repräsentant der Armut ist hier nicht etwa das Proletariat, ist überhaupt nie eine durch bestimmte Verhältnisse definierte soziale Gruppe von Menschen. Armut wird repräsentiert durch den hungernden Holzhacker, den ehrlichen Kommissar, die kinderreiche Witwe. Sie alle erinnern ein wenig an das Sterntaler-mädchen im bloßen Hemd: Armut ist hier rührend, sie provoziert nicht.

Armut aber steht hier für Problematik der Wirklichkeit insgesamt. Was in der Erzählung vom „Gebet um eine Kanone“<sup>45</sup> in makabrer Komik aufscheint, gilt allgemein: das Gebet wird in diesen Geschichten pervertiert zu einem Instrument biederer, selbstgefälliger Lenkung. Ob es aus solcher Perversion überhaupt noch zu retten ist, mag eine rein theologische Frage sein. Der Laie kann sich aus der dumpfen Skepsis, die jene Geschichten auslösen, nur schwer befreien – und ich hege Zweifel, ob ein Blick auf die ‚höhere‘ Literatur der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit ihm diese Skepsis abnimmt.

<sup>44</sup> Als ein Beispiel unter vielen für diese weitgehende Verteidigung einer ‚natürlichen‘ Gesellschaftsordnung soll hier das vielleicht populärste Buch der Zeit um die Jahrhundertwende angeführt werden, Rudolf Zacharias Beckers „Noth- und Hilfsbüchlein oder lehrreiche Freuden und Trauergeschichte der Einwohner zu Mildheim“, dessen beide Teile 1787 und 1798 in Gotha erschienen. Zu Becker vgl. jetzt Heinz-Otto Lichtenberg: *Unterhalt-same Bauernaufklärung* (= *Volksleben* Bd. 26). Tübingen 1970. Lichtenberg behandelt in seiner Untersuchung die Romane und Geschichten, in denen der bäuerlichen Bevölkerung zwischen ca. 1760 und 1860 aufklärerische Ideen und Praktiken vermittelt wurden. Ein Blick in seine Analyse zeigt, daß es durchaus Querverbindungen zwischen dieser im wesentlichen praktisch-moralischen und der christlich-erbaulichen Literatur gibt.

<sup>45</sup> Vgl. oben S. 162 f.